

Einfach so ...

Hommage an Harald Hurst*



Im Vorfeld zu dieser Veranstaltung habe ich nachgefragt, ob es für diesen Hurst-Abend einen besonderen Anlass gibt – ob etwa eine Auszeichnung vorgesehen ist, irgendwo zwischen Wanderstockplakette vom Schwarzwaldverein und Nobelpreis, oder ob Harald Hurst ein runder Geburtstag ins Haus steht, zu dem sich die Gratulanten versammeln. Die Antwort war: Nein, man feire einfach so – und diese Antwort hat mir gefallen.

Groß aufgezogene Geburtstagsfeste sind immer ein Risiko. Harald Hurst hat in der kleinen Komödie „Fuffzich“ gezeigt, wie viel Argumente und Schutzbehauptungen einer zur Hand hat, der sich nicht feiern lassen will, und es ist anzunehmen, dass sich bei der Ersatzprobe mit Sechzig nicht viel verschiebt. Er hat vorgeführt, wie ungern manche Leute zu solchen Festen gehen, zumal dann, wenn vorgesehen ist, dass man in den Geburtstag hineinfieiert, wenn sich also der Aufenthalt in ungeliebtem Gelände ungebührlich verlängert. Man hat durchaus den Eindruck, dass er keine Schwierigkeiten hatte, sich in die Rolle des Geburtstagsmuffels zu versetzen. Und bei öffentlichen Geburtstagsfeiern kommen besondere Tücken dazu. Eigentlich, hat Alfred Polgar angemerkt, müsse ein Schriftsteller ja nicht unbedingt durch zehn teilbar sein, damit man an ihn erinnert; er sprach in solchen Fällen ironisch vom „Geburtstagsbegängnis“ und stellte so die Verbindung zu einem anderen Ritual her; und tatsächlich zwingen solche Feiern den Festredner zu einer Art ultimativer Laudatio, obwohl das Wort ultimativ ja eigentlich besser zu der anderen Gelegenheit passt.

Kein besonderer Anlass also, keine spezielle Feier – einfach so. Das gefällt mir auch deshalb, weil dieses *einfach so* fast so etwas wie ein Motto ist, das über der ganzen Schreibung von Harald Hurst stehen könnte. Viele, vielleicht

die meisten Dichter schreiben nicht einfach so. Sie setzen kunstvoll nuancierend ihre Worte, wählen aus einem Vorrat eindringlicher Ausdrücke und lassen die Leser teilhaben an dieser Wahl. Harald Hurst dagegen erzählt einfach so; er greift hinein ins volle Menschenleben und schildert nicht nur eine Welt, die man kennt, sondern er schildert sie auch so, wie man sie kennt. Die banalen Tischgespräche übers Essen, in denen nicht eigentlich übers Essen, sondern um die Anerkennung der häuslichen Kochleistung gestritten wird. Die Einkaufstouren, bei denen man das wichtigste vergisst und grundsätzlich vor der falschen Kasse in der Schlange steht. Die kargen Gespräche zwischen Eheleuten, die sich im Kreis drehen – die Gespräche, aber in gewisser Weise auch die Ehepaare. Die neugierige Nachbarin, der niemand entkommt: „*Wenn du die sieh'sch, hat die dich scho g'seh. Die sieht dich immer vorher, ich waiß net, wie se's macht.*“ Die Ventile, die nicht recht funktionieren: Die ziellosen Sonntagsausflüge, die oft nur ermüdend sind. Oder die Partys mit der verdächtigen Notiz auf der Einladung: *Bringt gute Laune mit!* All das wird einfach so präsentiert. Er habe versucht, *unterhaltsam zu schreiben*, notiert Harald Hurst, obwohl das bei den Kritikern eine *Strafversetzung in den Kleinkunstabereich* zur Folge hat; und vergnügt registriert er, dass bei einer Lesung vor jungen Holztechnikern die Berufsschüler erleichtert feststellen, *dass ich gar kain richtiger Dichter bin, wie se befürchtet habe.*

Man lässt sich hineinziehen in die Szenerie von Harald Hurst, und man muss erst ein paar Schritte zurücktreten, um aus der Distanz zu erkennen, dass dieses *einfach so* eine zwar keineswegs künstliche, aber durchaus kunstvolle Angelegenheit ist. Wenn man die Alltags-skizzen von Harald Hurst liest, liegt es einem

ständig auf der Zunge: Ja, so ist es, genau so. Der Eindruck, dass es genau so ist, entsteht aber genau dadurch, dass es nicht genau so ist. Etwas weniger um die Ecke gedacht: In Wirklichkeit verhalten sich die Eberhard, Edgar, Günter, Dagmar, Renate, die man kennt, die Weinbrenners, Pfitzenmeiers, Eiseles und Schönlebers in der Nachbarschaft keineswegs so wie ihre Namensvettern und -basen zwischen den Buchdeckeln; sonst müsste man sich beispielsweise bei jeder Begegnung mit ihnen den Bauch vor Lachen halten, was bekanntlich nicht geschieht. Harald Hurst pointiert; er schleift an den Versatzstücken aus der Wirklichkeit, damit sie noch ein wenig wirklicher werden, und er setzt sie so zusammen, dass sie überzeugende Bilder vermitteln.

Freilich Bilder, in denen Brüche oder mindestens kleine Haarrisse nicht fehlen dürfen. Hursts Metier ist der Alltag, und dieser Alltag hat etwas Tautologisches an sich – er besteht aus dem Immer-gleichen, aus Wiederholungen, die es streng genommen nicht braucht. Aber man nimmt es nicht streng im Alltag; das Ritual, die Routine, die Wiederkehr des Gleichen entlasten. Hurst weiß das; er lobt sogar, nur halb ironisch, die Endlosschleifen des Fernsehens: *Ich guck gern Wiederholung. Es isch selte, dass mer im richtige Lebe zwai Stunde im voraus waiß, was passiert.* Er überträgt die Medienerfahrung aufs richtige Leben. *Im Drehbuch steht jetzt: Trude geht ab* heißt es bei der Schilderung einer häuslichen Meinungsverschiedenheit – Routine, störende Routine, die aber berechenbar ist und Sicherheit garantiert. In der aber auch, zum Beispiel nach ermüdenden Ehejahren, die Monotonie des Vorhersagbaren dominieren kann: *Er hatte kein unbekanntes Land mehr vor dem Bug, nur noch Wiederholung, eine abgestandene Szenerie (...). Wenn er in Fahrtrichtung blickte, sah er seinen Schienenstrang und weit vor dem Horizont den Sackbahnhof mit Prellbock, eine Bahnstation ohne Stadt, nichts zum Aussteigen* – heißt es in der freundlich-resignierten Schilderung eines Sonntags. Das ist so ein Riss, ein Heraustreten aus dem Verlaufsgetriebe, das aber dessen Funktionen auf lange Sicht nicht beeinträchtigt. *Wie geht's?* ruft der Erzähler einem flüchtigen Bekannten zu, und der kommt sofort über die Straße und beginnt mit einer

umständlichen Schilderung seiner Befindlichkeit. *Ich hab net ahne könne, dass der geglaubt hat, ich wollt tatsächlich wisse, wie's ihm geht* stellt der Erzähler fest: Die Alltagsroutine wird deutlich, weil einer dagegen verstößt.

Man liest oder hört das gerne, weil man sich selber wieder erkennt: verhaftet im Alltäglichen, ausgeliefert der nichtssagenden Wiederholung, ohne die alles mühsamer wäre. Allerdings hält einen Harald Hurst nicht fest in diesem Klima des Gleichförmigen, zu dem schon wegen dieser Gleichförmigkeit ein Moment der Komik gehört. Er läßt auch immer wieder ein zu kleinen Exkursionen, die in eine bunte Landschaft führen. Richtige Exkursionen, grenzüberschreitend (was hier noch keine großen Sprünge bedeutet), wie ein *Tour d' Alsace* in freien Rhythmen, bei dem er seine Gelassenheit der Hektik der Andern gegenüberstellt:

*Japaner filme Japaner
vor'm Hotel Diligence
ich sitz immer noch
in de rue beim Sylvaner
d' Sonn kippt übers Dach
de Schatte vom Haus
steigt peu à peu
vom Gürtel zum Hals
an mir hoch ...*

Exkursionen durch die Zeit auch, etwa wenn er die schmerzliche Entwicklung des jungen *Bonanza-Matthes* begleitet in seinen *Szenen vom Mannwerden*. Exkursion auf den Samstagsmarkt, wo er eigentlich nur *Rabatt-Rose* kaufen will, aber von einem kleinen Gesprächsabenteuer ins nächste stolpert. Oder die hinreißende Tour durch diverse Tanz- und andere Lokalitäten, die beweist, dass in der *Stadt mit dem schläfrigen Namen* halt doch manche wach bleiben, ja die wahrscheinlich einen Stadtführer „Karlsruhe bei Nacht“ ersetzen könnte und die für den Erzähler – der sich hier weniger als *der mit der Wurst* als der mit dem Durst präsentiert – ernüchternd in der *kuscheligen Gruft*, in der *repräsentativen Versandhauseinsamkeit* einer etwas zweifelhaften Dame endet.

Solche Touren und Szenen sind bunt, abwechslungsreich, vergnüglich auch – heitere Idyllen sind es nie. Der Boden wird mindestens aufgerauht, und meistens ist er es schon, weil

sich Harald Hurst nicht in den polierten Kultiviertheiten der Mittelklasse und der Neureichen bewegt, sondern grundsätzlich ein Stockwerk tiefer. Er braucht allerdings das gehobene Milieu, als die immer verfügbare Angriffsfläche und als Gegenwelt. Wie die Badener nach seiner Auffassung die Schwaben brauchen, um sich als Kontrastprogramm dagegen zu definieren (ich komme darauf zurück), so braucht er die fragwürdigen *Leichtgenießer mit Lebensart*, um davon die zumindest seinem poetischen Ich nächstehenden *Sattfresser un Humpestemmer* abzugrenzen. Alle Vornehmen und vor allem alle Vornehmtuer haben gute Chancen, ihm ins Visier zu laufen. Nicht nur beim Champagner vom Aldi schmeckt er, wenn er prahlerisch serviert wird, das *Anspruchsaroma* heraus. Herablassende Anbiederung wie im *Prösterchen* beim Begrüßungscocktail (*Ich denk do immer an ältere Dame mit'me Amarettoschwips*) nimmt er ebenso aufs Korn wie die weltweit-exotische Dia-Orgie eines kinderlosen Lehrerpaars, das seine Gäste so ihr Provinzlerium spüren lässt.

Ökologisch angehauchte Gespräche wie das *Magerstufe-Geschwätz* mit dem „Du Darfst“-*Blabla* sind ihm genau so verdächtig wie die quasi klassischen Präsentationen der besseren Gesellschaft, etwa die ambitionierten Gespräche über das Golfspiel, denen er die Begeisterung fürs Mini-Golf gegenüberstellt – *Zwische Mensche, die zum Golfspiele nach Johannesburg fliege und solche, die mit der Stadtbahn zum Mini-Golf nach Wiesbronn fahre, liegen Welten*. Meine Urteilsfähigkeit ist in diesem Zusammenhang sehr begrenzt: Ich bin noch nicht zum Golfer aufgestiegen oder abgesunken, und von Harald Hurst kenne ich weder die Laktatwerte noch die sportlichen Präferenzen. Es könnte ja sein, dass all das nur Rollenprosa ist, und zweifellos macht er sich auch über die prolligen Attacken ein wenig lustig. Aber so viel ist sicher: dass er den Luxus denunziert, indem er an Notwendigkeiten (auch im eigentlichen Wortsinn) erinnert und dass er allzu luftigen Gebilden grundsätzlich handfeste Körperlichkeit gegenüberstellt.

Es gibt wahrscheinlich wenig Schriftsteller, für die der Schweiß ein so besonderer Saft ist wie für Hurst – andere Körpersäfte und Körperausscheidungen übergehe ich, obwohl

das Übergehen in diesem Punkt nicht zu den Stärken von Hurst gehört. Vermutlich kann, was Schweißproduktion anlangt, höchstens engagierte Werk tätigen-Literatur mit ihm Schritt halten – aber bei ihm schwitzen die Leute selten, weil sie sich überarbeiten, sondern eher aus Angst und Unsicherheit, aber auch beim Radfahren und noch lustvolleren Tätigkeiten. Keine Betroffenheitstexte also, aber doch ständig der Rekurs aufs Elementare, aufs Einfache, aufs Untere im Gegensatz zu den ignoranten Luftblasen der Oberen. In diesem Gegeneinander lebt etwas fort von der früher stärker politisch akzentuierten Widerspenstigkeit seiner Gedichte und Geschichten.

An dieser Stelle ist es angebracht, den Fokus der Betrachtung etwas zu erweitern. Ich habe mich bisher strikt an das von Harald Hurst Geschriebene und Publierte gehalten, ohne nach links und rechts zu schauen – close reading gewissermaßen, Lesen, das nicht bloß sprunghaft dem Happy End zustrebt. Es ist Zeit, den Blickwinkel zu erweitern und Hursts Arbeit (es *ist* Arbeit, auch wenn sie einfach so daherkommt!) in den Zusammenhang jener Literatur zu stellen, die man als Heimatliteratur, Provinz-literatur, Dialektliteratur auch, manchmal schmählt und manchmal röhmt.

Tatsächlich musste man mit diesen Begriffen lange Zeit in erster Linie Betulichkeit, Verniedlichung, Nostalgie assoziieren – bis zum Ausbruch der Dialektliteratur aus dem Gatter der Beschaulichkeit und bis zum Aufbruch der Heimatliteratur in die reale Welt der Dörfer und Städte, die nicht heil und oft alles andere als gut ist. In ganz Deutschland und darüber hinaus gibt es so viel Poeten, die mit geschwellter Brust versichern, sie hätten den neuen Trend in Gang gesetzt, das man daraus nur die Folgerung ziehen kann, dass jene Revision klebriger Heimatseligkeit in der Luft lag und dass es sich um ein ziemlich flächendeckendes Phänomen handelte. Aber es gab Schwerpunkte, und Baden gehört dazu. Vor allem das Alemannische war hier ein Zentrum, in dem der neue Ton gedieh und ein kräftiges Echo fand. *Dialekt als Waffe* hieß die Parole, und die Waffe richtete sich nicht nur gegen sprachliche Überfremdung, sondern auch gegen den Übergriff der Kapitale (Kapitale im doppelten Sinn) auf die Provinz. Faktisch war

die Bewegung, die sich im Dreyecksland entwickelte, die Realisierung eines Stücks europäischer Realität, auch wenn die kleine Internationale stets auf die Region bezogen blieb. Eben diese Bindung an die eigene Gegend, die Heimat, die Heimatsprache, sorgte dafür, dass man sich nicht etwa nur einer freischwebenden Ideologie auslieferte, sondern dass es eine sehr konkrete Besinnung auf die eigenen Interessen, die eigene Welt blieb.

Nach Norden stößt das Alemannische an eine Sprachgrenze, aber sie blieb durchlässig für die Ideen, welche die neue Literatur bestimmten, und für den oft frechen und schnoddrigen, jedenfalls herzhaften und oft auch herzlichen Ton dieser Literatur. In Harald Hursts ersten Versen und Prosatexten ist er noch sehr deutlich herauszuhören. *Ich bin so frei* heißt der Titel des 1981 zuerst erschienenen Bändchens, und dieses Freisein war durchaus eine Abgrenzung gegenüber der reglementierungswütigen, sich nach links abschottenden Gesellschaft – kein Wunder, denn Hursts Abschied vom Schuldienst war zwar eine *Trennung zur beiderseitigen Erleichterung*, wie er formulierte; aber er war nicht ganz freiwillig, und er brachte dem jungen Mann, der eben nicht nur ein biederes Philologiestudium hinter sich hatte, sondern einen erfahrungsträchtigen Zickzackweg zwischen Schule und großer Seefahrt, nicht nur die persönliche Unabhängigkeit, sondern weckte in ihm auch vollends den Willen, zu mehr gesellschaftlicher Freiheit beizutragen. *Lernprozess* ist ein vielsagender Vierzeiler in jenem ersten Band überschrieben:

*es hat schon mancher
nach 'me schlag
gege de kopf
d' bewusstlosigkeit verlore*

Die Mundartdichtung ist später verschiedene Wege gegangen. Ein Teil der Dialektpoeten (ich benütze die männliche Form, um die mitunter etwas umständliche sprachliche innen-Architektur zu vermeiden, will aber anmerken, dass die Dialektpoesie in jener Phase weitgehend männlich bestimmt war) ging zur Standardsprache über, weil der besondere Impetus erschöpft, die über den Dialekt automatisch transportierte Widerspenstig-

keit zumindest teilweise verflogen war. Andere, nicht ganz Wenige, machten den Dialekt selbst zur Achse, um die sie sich nun schon eine ganze Zeitlang bewegen; Redensarten – manchmal aus dem Arsenal der Mundartwörterbücher – werden als Botschaften stilisiert, und in Sprachspielereien, die manchmal sehr lustig sein können, wird der sinnliche Reichtum der Dialekte gegen die oft allzu glatte Standardsprache in Stellung gebracht.

Harald Hurst hat sich selbst gelegentlich als *Wörterclown* bezeichnet, und es gibt in seinen Texten hin und wieder den clownesken Effekt, dass er über ein Wort oder eine Wendung der gängigen Sprache stolpert und dass sich daraus eine unerwartete Sequenz, ein neuer Sinn ergibt. Aber jenes Jonglieren mit Sprachelementen, das oft gar nicht mehr zur Sache kommt, ist ihm ziemlich fremd. Der Dialekt ist für ihn ein Stück Heimat, sicheres Gefühl der Zugehörigkeit – und Heimat wie Dialekt sind ihm eine standfeste Basis, die er nicht preisgeben will. Er kokettiert nicht mit dem Dialekt wie mit einem Trachtenjanker überm Seidenhemd; er liefert aber auch nicht die badische Variante des radikalen bairischen Berufsseppels. Er schätzt und er gebraucht den Dialekt als eine besonders nuancenreiche Sprachform, nuancenreich vor allem in dem von manchen Zierlichkeiten der Zivilisation verschonten Feld, das er mit Vorliebe bestellt. Der Dialekt ist für ihn dabei aber so selbstverständlich, dass er ihn – einfach so! – verwendet und nicht wie eine kostbare Fahne vor sich herträgt.

Deshalb gibt es bei ihm auch keine verkrampten Anstrengungen, in seinem Werk ein abgeschlossenes Naturschutzgebiet für den Dialekt einzuzäunen. Texte in Standardsprache, also auf „Hochdeutsch“, wechseln mit solchen im Dialekt; manchmal lässt sich der Übergang gar nicht präzise bestimmen, weil eben auch die hochsprachlichen Texte durchtränkt sind vom Fluidum der Mundart – Alltagssprache ist es hier wie dort. Und Harald Hurst bemüht sich auch nicht um eine ängstlich lautgerechte Schreibung, wie sie von manchen anderen Dialekt dichtern oft in esoterisch wirkenden Zeichen und Buchstabenfolgen präsentiert wird.

Dabei habe ich allerdings vor allem die Produkte schwäbischer Dialektautoren vor Augen

– und hier muss man feststellen, dass die Badener gerade auch, soweit sie keine Alemannen sind, einen unbestreitbaren Heimvorteil haben: Was um Karlsruhe herum oft als Badisch bezeichnet wird, ist ein recht gemäßigter fränkischer Dialekt, der von der Hochsprache nicht halb so weit weg ist wie das Schwäbische oder erst recht das Alemannische. Auch wenn er ziemlich exakt nach der akustischen Realisation niedergeschrieben wird, können das selbst Menschen aus dem hohen Norden, also jenseits der Mainlinie lesen – sie kritisieren dann höchstens die vielen Druckfehler, weil *ich waiß* oder *kain* oder *Stain* immer mit *ai* geschrieben wird. Diese Nähe zur Lautform der Hochsprache trägt mit zur Offenheit mundartlicher Texte bei, und sie harmoniert mit der inhaltlichen Ausrichtung, die bei allem Eigensinn (Eigen-Sinn!) weltoffen ist und höchstens augenzwinkernd davon ausgeht, dass die Badener die gelungensten Exemplare der Schöpfung sind.

Ich weiß, dass es fast schon gewagt und politisch nicht ganz korrekt ist, wenn diese Relativierung von einem Schwaben vorgenommen wird. Zu diesem Thema – Schwaben und Badener – möchte ich einen kurzen Exkurs einschieben, der aber keine Abschweifung darstellt, weil er einiges über Harald Hurst und seine Art zu schreiben aussagt.

Es wäre verwunderlich, wenn die Schwaben kein Thema für ihn wären, denn schon lange und vermehrt seit der Fusion der Länder besteht eine der wichtigsten Funktionen der Schwaben darin, dass sie für ihre westlichen Nachbarn komische Figuren sind, die Ostfriesen, Mantafahrer und Blondinen mehr oder weniger überflüssig machen. Bei Hurst habe ich keine der brutaleren Varianten der Schwabenwitze gefunden; er fragt weder, warum so viele Schwaben einen Mittelschädel haben, noch erzählt er, wie man mit Hilfe der Schwaben eine Brücke einweiht. Er erzählt in der Regel überhaupt keine Witze, sondern ist selber witzig – Humor von der Stange, komische Fertigteile sind nicht seine Sache. Aber in lebendigen Szenen bringt er in aller Unschuld die schwäbischen Macken zur Geltung; eine südwestdeutsche Mischehe, bei der sich auch noch die schwäbischen Schwiegereltern ins Spiel bringen lassen,

bietet eine geschickte Handhabe für die ironische Stammescharakteristik. *Net dass die Chrischtl geizig wär, des net.* Als Landsmann von der Christel, die er ausgerechnet in meiner ostschwäbischen Heimatstadt ansiedelt, atmet man auf – aber dann kommt der freundlich verpackte Dolchstoß: *Sie hat halt nur eine Abneigung gege alles, was net sei muss. Des muss net sei, jenes muss net sei.* Hurst räumt ein: *Vielleicht hat se sogar Recht.* Doch dann setzt er sich entschieden ab: *Aber lieber Gott, wenn mer net ab und zu was macht, was net sei muss – des isch doch kai Lebe!*

Kein Wunder, dass es Hursts poetisches Personal und wohl auch ihn selber schmerzt, dass sich nicht nur im Norden Deutschlands, sondern auch in allen umliegenden Regionen wie dem Elsaß und der Schweiz der historisch begründete umfassende Begriff vom Schwaben gehalten hat: Kaum fährt der Badener *von deheim fort, wird er zum Schwob und schwätzt Schwäbisch.* Tolerabel ist diese Verwechslung wohl nur deshalb, weil bei verständnisvoller Betrachtung die beiden feindlichen Brüder (und auch die Schwestern) doch näher zusammen rücken. Sie sind sich beispielsweise darin einig, dass sie alles Überkandidelte ablehnen. Außerdem: *Ich waiß, net alle Schwobe sin typisch* sagt einer, der mit einer Schwäbin verheiratet ist und der es deshalb eigentlich wissen muss. Und auch abgesehen davon: *Fleiß un Sparsamkeit wäre willkommenene Eigenschafte, solange se net ins Schwäbische entarte* – ja bei näherem Zusehen ergibt sich, dass der *Wunschatalog badischer Stammestugenden (...)* im Wesentlichen aus der radikalen Umwertung schwäbisch vermuteter Defizite besteht. So wird vollends deutlich, dass die Schwaben aus badischer Sicht dazu da sind, ein Kontrastprogramm zu liefern, von dem her sich die Badener definieren, und natürlich recht positiv definieren können.

Ich verlasse diesen etwas glitschigen Parcours, auf dem man – egal, auf welche Seite man sich wendet – eigentlich nur ausrutschen kann. Was hier und an vielen anderen Beispielen deutlich wird: Harald Hurst spielt mit Klischees, mit gängigen Meinungen, die einer nüchtern-sachlichen Betrachtung nicht standhalten. Seine Figuren steigern Vorurteile oft zu

einer Drastik, die in ihrer Übertreibung die Fragwürdigkeit erkennen lässt – was aber nicht ausschließt, dass man sich als Leser und vor allem als Hörer ein Stück weit mit den Vorurteilen identifiziert. Wer (und sei es auch nur durch elektronische Vermittlung) einen der Auftritte von Harald Hurst, in aller Regel mit Gunzi Heil, erlebt, merkt schnell, dass das kaum zu bremsende Gelächter sich zwischen beiden Ebenen bewegt: Das Publikum freut sich über die vorgetragene Zeitkritik, an der ja meistens etwas dran ist; es hat aber auch seinen Spaß an der Übertreibung, welche die Kritik ins Lächerliche steigert und damit relativiert.

Discounthumor für die Schnäppchenjäger der Spaßgesellschaft bietet Hurst jedenfalls nicht an. Selbst zwischen derbe und deftige Passagen schiebt sich immer wieder ein Stück Besinnlichkeit: Verständnissvoll und genau beobachtet er menschliche Schwächen und Marotten und bilanziert seine Beobachtungen zu einer allgemeinen Erkenntnis. Solche Weisheiten serviert er aber nicht auf dem Präsentierteller, sondern beiläufig, einfach so – er ist auch ein Philosoph, aber ein heimlicher Philosoph.

Im Gedicht *Love Story* resümiert er am Ende: *'s war Liebe uff de erschte Blick*, und dann fügt er hinzu: *oder zu spät / um wegzuerenne*. Bei der Schilderung der *Ausgehvorbereitungen* eines schon lang über die Flitterwochen hinausgewachsenen Ehepaars gehen dem Mann Fragen durch den Kopf, die den alltäglichen Anlass weit übersteigen: *Was taugt das noch, was Trude und ich da zusammen machen? Teilen wir womöglich nur noch den Mangel, den wir ohne uns nicht hätten?* Oder: Ritual des Einschenkens. *Halt! Nur e Schlückle!* heißt es, aber die Hiltrud schenkt voll. Kommentar: *Also die Hiltrud hat die Feinhaite begriffe. Die weiß inzwischen, dass d' Leut bei uns oft schwätze, um was anneres zu sage.* Oder der wunderbare Hinweis für eine alternde Gesellschaft, der eigentlich eine Auszeichnung durch das Gesundheitsministerium verdient: *Ab'me gewisse Alter muss mer froh sei, wenn mer noch relativ viel e bissl mache kann.*

Die fröhliche Resignation, die in diesem Spruch steckt, charakterisiert auch Harald Hursts Blick auf sich selbst. *Ich brauch nimme*

laufend den Kick. Ich bin froh, wenn's mir gleichmäßig net schlecht geht sagt der Ich-Erzähler in der langen Geschichte von den Rabattrosen. Und ganz ähnlich klingt die Selbstbeschreibung im Gedicht *Es hätt schlimmer komme könne*. Es fängt an:

*Des normale Glück
isch net mei Ding
ich bin der Hans im Glück
mit'm Arm in de Schling*

und am Ende formuliert der Dichter ironisch:

*Glück habe annere
ich hab immer nur
grad nochmol Glück g'habt
ich komm mit 'me blaue Aug
aus meine Glücksfäll raus
es könnt besser geh
es könnt schlimmer komme
danke, es geht
mer sieht halt mit de Zeit
vor lauter Glück
e bissl mitg'nomme aus.*

Vermutlich ist das die Tonart, in die man auch die Wünsche an Harald Hurst kleiden sollte. Bei runden Geburtstagen lässt es sich kaum vermeiden, dass man dem Jubilar Glück und Segen fürs neue Lebensjahrzehnt wünscht – das klingt freundlich, aber mit der exakten kalendarischen Abgrenzung auch etwas geschäftlich. Wir hier brauchen keine Zahlen; wir wünschen Harald Hurst, dass er noch oft *grad nochmol Glück* hat und dass es noch *e ganzes bissl* so weitergeht – einfach so.

Anmerkungen

- * Vortrag beim Festabend der Literarischen Gesellschaft für Harald Hurst am 14. März 2006 im Kammertheater Karlsruhe.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Hermann Bausinger
Universität Tübingen
Biesingerstraße 26
72070 Tübingen